



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kleine Schriften zur deutschen Philologie

Hübner, Arthur

Berlin, 1940

Bespr. von Th. Matthias, Die Werke Wolframs von Eschenbach erneuert

[urn:nbn:de:hbz:466:1-69607](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69607)

Besprechungen

Theodor Matthias, Die Werke Wolframs von Eschenbach, im Geiste des Dichters erneuert. Hamburg 1925.

Was diese Wolfram-Übersetzung von älteren Bearbeitungen abhebt, ist die Absicht des Verfassers, den ganzen Wolfram zu erneuern. Das gilt nicht nur in dem äußerlichen Sinne, daß er sämtliche Wolframschen Werke unverkürzt vorlegt in einer nach Möglichkeit zeilengetreuen Wiedergabe, die sich ausdrücklich rühmt, daß sie selbst bei den beiden großen Epen die Gesamtverszahl streng gewahrt habe. Es gilt vielmehr auch in einem tieferen Verstande: dem Bearbeiter geht es um die Verlebendigung Wolframschen Geistes mit all seinen Eigentümlichkeiten. Er erkennt und erkennt an, daß 'die Bannung seines Geistes jede mögliche Schonung seiner Kunstmittel, der Bilder wie der Satzgestaltung und Sprachbewegung' verlangt, und er gewinnt von da aus die Richtlinien für seine Arbeit.

Es läßt sich darüber streiten, ob Wolframs Werk eine solche Erneuerung im ganzen verträgt, und ob der Bearbeiter seinen Zweck, den Dichter zu ehren und für ihn zu werben, damit nicht eher hintertreibt als fördert. Darin freilich hat M. recht, daß eine Bannung Wolframschen Geistes nicht nur ein Wiederbeleben des Stoffes verlangen müßte, sondern gerade auch ein Nachschaffen seiner Ausdrucksformen, das dem Dichter bis in seine Kunstmittel und seine Sprachbehandlung nachginge.

Man kann nicht sagen, daß M. seinem erklärten Ziele einigermaßen nahe gekommen sei. Aber die Frage ist, wie weit es sich überhaupt erreichen läßt; an dieser Stelle wird jede Übersetzung aus einer fremden Sprache mehr oder weniger resignieren müssen. Und nun gar gegenüber der ungeheuren Eigenwilligkeit Wolframscher Sprache kann ein Nachformen kaum über Andeutungen hinauskommen, wenigstens nicht wenn es Zehntausende von Versen zu bewältigen hat. Unter diesen Umständen ist es vielleicht das Geratenste, wenn eine Erneuerung sich mutig zu einer eigenen Formgebung entschließt, die sich dem Original anschmiegen mag, sich neben ihm aber bewußt als etwas Eigenrichtiges empfindet. Hier liegt das Recht der Bearbeitungen von W. Herz, W. Holtzschmidt u. a., die Matthias im Lichte mangelnder Echtheit sieht, ohne gewahr zu werden, daß es fast eine Utopie ist, eine Echtheit in dem von ihm selber angedeuteten tieferen Sinn erreichen zu wollen. Er täuscht sich, wenn er glaubt, seinen Vorgängern dadurch überlegen zu sein, daß er näher an Wolfram und sein Werk heranzühre, indem er ihn möglichst in der Form biete, die der Dichter selbst seinen Werken gab. Das gilt höchstens für den Bereich des grob Stofflichen; im übrigen hat dieser falsche Glaube dazu geführt, daß er die Nötigung zu eigener Formgebung nicht empfand oder nicht beachtete und zumal in den beiden großen Epen Gebilde von zerfallenden äußeren Formen schuf, deren Lektüre zuweilen Anforderungen an die Geduld des Lesers stellt.

M. verzichtet in ihnen auf den Reim. Darüber läßt sich reden — nur nicht, wenn man die Absicht hat, den Geist des Dichters auch in seinen Kunst-

mitteln zu bannen; denn es ist ja bekannt, in welchem Maße Wolframs sprachliche Kunstmittel vom Reime abhängig sind. M. verzichtet, das ist bedenklicher, auch auf das feste rhythmische Schema. Als Grundlage behält er zwar den Vers des mhd. Reimpaars bei, wenn er ihm auch durch Einführung der alternierenden Betonung seine stärksten Ausdrucksmittel nimmt; aber er bleibt zuweilen hinter dem Grundmaß des Viertakters zurück und geht oft darüber hinaus, indem er die Zeile bis zu klingend ausgehenden Siebentaktern dehnt. Nun kann ja fraglich sein, ob das mhd. Reimpaar bei unserer stark veränderten Sprachlage eine einfache Umsetzung in die nhd. Sprache verträgt — obgleich M. selber im Titulrel, wo er engen Anschluß an die Wolframsche Strophe erstrebt, den Nachweis liefert, daß zumal die beschwerte Hebung zuweilen recht eindruckliche Wirkungen zu erzielen vermag. Aber sicher ist, daß eine Übersetzung, die den Anspruch macht, eine poetische Erneuerung zu sein, überhaupt eine rhythmische Form gewinnen muß, eine eigene eben, wenn es nicht die des Originals sein kann. Ob Versmischungen solchen Umfangs, wie M. sie sich gestattet, indessen noch den Weg offen lassen zu einer geschlossen wirkenden Form, wird manchem zweifelhaft erscheinen; schließlich haben doch vierfüßige Trochäen, fünffüßige Jamben, Senare nicht nur ihr besonderes rhythmisches Leben, sondern bedingen auch einen unterschiedlichen sprachlichen Stil. Zu diesem grundsätzlichen Einwand kommt hinzu, daß den Versen auch im einzelnen vielfach die Gewandtheit fehlt, ohne die auch eine Übersetzung nicht auskommen kann. Schon der zweifilbige Auftakt, den M. ziemlich oft anwenden will, obgleich er sich mit alternierendem Rhythmus schlecht verträgt, bringt den Leser oft ins Straucheln; überlebte Wortdehnungen, harte Wortverkürzungen, lästige Hiata, überflüssige Füllwörter in der Versenkung, verrenkte Wortstellungen kommen hinzu. Es ist zwar anzuerkennen, daß der Bearbeiter im Laufe der Arbeit besser wird; der Willehalm liest sich glatter als der Parzival; aber bewältigt ist die formale Aufgabe auch in ihm nicht. M. mag es mir nicht übelnehmen: aber seine poetische Ader ist nur schwach entwickelt. Das ist an sich kein Vorwurf, beileibe nicht; aber für das Unternehmen einer Wolframerneuerung ist es doch ein Mangel; und vor allem die Lieder kann ich mir sehr viel liebhafter und wolframischer übersetzt denken.

Und noch einen künstlerischen Einwand habe ich vorzubringen; er gilt dem sprachlichen Stil des Ganzen. Auch hier vermisse ich den eindeutigen Willen und das stilistische Gleichmaß, ohne das keine Übersetzung gedeihen kann, am wenigsten eine poetische. Der Bearbeiter zeigt auf der einen Seite einen gewissen Hang zu altertümlicher Sprache, auf der andern aber greift er unbekümmert zu frischgebadenen Wörtern jargonhaften Klanges ('Ob einer will zum Zweikampf mit mir starten'), wie denn überhaupt eine gewisse Neigung fühlbar wird, mit der Umgangssprache und manchmal ziemlich vulgären Wendungen aus ihr zu arbeiten ('Wie bist dahinter du gekommen; Was will Gatvan da machen, als sich die Sache anzusehn; Das war ganz zweifelsohne; Ganz verzwickt war die Geschichte; Ich will ihm eine Ladung (tjoste) gönnen; Na also, er gefällt euch sehr' usw.). Soll das Absicht sein, um Wolfram, den 'schalkhaft munteren Lebemann, den Improvisator', auch

in der Sprache zu malen? Dann greift es fehl; denn nichts scheut Wolframs Stil bei seinem Gang zu barocker Verkünstelung mehr als solche Plattheiten der Umgangssprache. Es ist nicht nur die mangelnde Höhe dieser Sprachschicht, die den Leser stört, weil er sie als unangemessen empfindet für ein poetisches Werk; es ist auch ihr Abtrieb gegen andere Stilmittel des Bearbeiters. Das erzeugt den Eindruck einer Stilunsicherheit, den andere Erscheinungen gelegentlich noch verstärken. Was aber für die metrische Form einer Übersetzung gilt, das gilt auch für die sprachliche: sie muß, wenn sie den sprachlichen Stil des Originals nicht veranschaulichen kann, nach einem eigenen, in sich geschlossenen Stil streben. Welcher Art dieser Stil sein soll, darüber kann man verschiedener Ansicht sein. Ich halte dafür, daß man bei einer Übersetzung aus dem Altdeutschen nicht auf Modernität aus sein darf. Denn das hieße den Abstand künstlich überbrücken wollen, der uns von dem alten Denkmal trennt. Dieser Abstand ist aber etwas Wesentliches, was für unsere innere Stellung zu dem Werk von ausschlaggebender Bedeutung ist. Er schafft Affektwerte, die den stärksten Anteil haben an unserer seelischen Beziehung zu dem Objekt. Dies wesenhafte Moment des Abstandes sollte deshalb eine Erneuerung auch in ihrem sprachlichen Stil irgendwie zum Ausdruck bringen.

Es bliebe noch ein Wort zu sagen über die Treue der Übersetzung. Es versteht sich von selbst, daß eine poetische Erneuerung, die wie in den Liedern und im Liturel auch die schwierigen strophischen Formen des Originals wiedererstehen läßt, sich dem Wortsinne der Quelle gegenüber eine gewisse Bewegungsfreiheit wahren muß. Ob aber dem formalen Anschluß an die Vorlage zuliebe so sinnzerstörende Eingriffe zulässig sind, wie sie etwa in dem ersten Tageliede begegnen, will mir doch fraglich erscheinen. Am Anfang der dritten Strophe heißt es da:

Der traur'ge Mann denn Abschied nehmen muß.
Nach lüchtem Glüd die schlechten
Stunden nahen, und des Tages Schein
Auf süßer Fraue Tränen fiel und Ruß.'

In den beiden großen Epen hat sich M. durch die Lockerung der äußeren Form die Möglichkeit geschaffen, der sachlichen Treue, die er mit Recht als oberstes Gebot hinstellt, in höherem Maße zu genügen. Hier wird er selber, was Anschluß an den Wortsinne der Vorlage anlangt, einen andern Maßstab angelegt wissen wollen. Gleichwohl stößt der Nachprüfende nicht selten auf Stellen, wo ohne Not die Verse des Originals inhaltlich verändert werden; zum Beleg ein paar Verse aus dem dritten Buch des Parzival:

- 117,20 ir volc si gar für sich gewan
Gewann ihr Dienstvolc sie für sich.
117,29 der site fuor angestliche vart
Angstlich ward das Wort befolgt.
128,17 der werlde (gen.) riwe aldâ geschach
Und bald geschah der Welt ein Leid.

- 130,14 ich waen mich iemen küssens wene
 an ein sus wol gelobten munt
 Ich glaub, man könnte mich gewöhnen,
 Zu küssen solchen schönen Mund.
 131,23 diu frouwe was ir libes lieht
 Die Frau, jezt ihres Lebens froh.
 144,3 sol ich den munt mit spotte zern
 Muß etwa schlucken Spott mein Mund.

Gewiß sprechen nicht all diese Stellen gleich deutlich; aber offenbar sind hier z. T. auch Mißverständnisse im Spiel, wenn der Bearbeiter vom Wortsinn der Vorlage abweicht. Es mag hervorgehoben werden, daß die Arbeit im ganzen nicht den Eindruck jenes Dilettantismus hervorruft, der so manche wohlgemeinte Übersetzung aus dem Mhd. einfach ungenießbar macht. Aber das Maß von sprachlicher Beherrschung des Mhd., das man von einem Wolframübersetzer verlangen muß, erreicht M. doch nicht; und wenn er bei großen Bekenntnisworten des Dichters fehlgreift, und etwa den Vers *wan hân ich kunst, die git mir sin* wiedergibt mit 'Hab ich nur deinen (Gottes!) Geist, hab ich auch Sinn', so bedeutet die mangelnde sprachliche Sicherheit doch eine starke Beeinträchtigung dessen, worin er sein ausgesprochenes Ziel sieht, nämlich Wolframsche Geistesart lebendig zu machen.

So bleibt denn das Beste an dieser Übersetzung die Liebe, die Hingabe, mit der M. jahrelange Arbeit in den Dienst seines Wolfram gestellt hat. Die Bearbeitung ist die Tat eines deutschen Herzens, das, wie das Vorwort es andeutet, die eigentümlich deutsche Art in Wolfram erkennt, zumal im Unterschiede von romanischem Wesen, und ihn um seiner Deutslichkeit willen in unserer Notzeit wieder lebendig machen möchte. Und dieser tiefere Sinn und Antrieb von M.s Arbeit bleibt schließlich doch unserer Anerkennung sicher.

J. Quizinga, *Herbst des Mittelalters. Studien über Lebens- und Geistesformen des 14. u. 15. Jahrhunderts in Frankreich und in den Niederlanden.* Deutsch v. E. SOLLERS MÖNCKEBERG. München 1924.

Dies Buch, das nach zwei niederländischen Ausgaben von 1919 und 1921 nunmehr in einer sehr lesbaren, wenn auch des Deutschen nicht bis ins Letzte mächtigen Übersetzung vorliegt, ist entsprungen aus dem Bedürfnis, 'die Kunst der Brüder van Eyck und derer, die ihnen gefolgt waren, besser zu verstehen und sie in Zusammenhang mit dem Leben ihrer Zeit zu erfassen'. Der Zwang der Sache selber hat den Verfasser schließlich dazu geführt, eine Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters zu schreiben; denn das ist das Buch.

Gerade dem Mittelalter gegenüber mehrten sich ja in den letzten Jahren die Versuche, zu einer zusammenfassenden Schau der Epoche zu gelangen, sei